

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte
Band: 15 (1965)
Heft: 3

Buchbesprechung: Die Standesherren. Die politische und gesellschaftliche Stellung der Mediatisierten 1815-1918 [Heinz Gollwitzer]

Autor: Hauswirth, René

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

de la politique comme «l'obéissance à la loi naturelle et universelle, à la loi de Dieu, œuvre d'un Prince mortel à la recherche de son salut».

Si solide que puisse être cette argumentation en faveur d'une reconstruction systématique, elle ne nous convainc pas complètement, étant donné que, dans certains chapitres, l'auteur a accusé excessivement le caractère dogmatique de la pensée étudiée, aboutissant, au détriment de la définition d'une vraie perspective historique, à un système de caractère abstrait, sinon artificiel, dont on peut légitimement se demander, quelles qu'aient été, encore une fois, les exigences de cohérence logique de Fénelon, s'il existât jamais, aussi bâti, aussi structuré, dans l'esprit de celui-ci. N'aurait-il pas mieux valu utiliser toute cette connaissance profonde de l'œuvre fénelonienne, toute cette acuité intellectuelle, en évitant de telles distorsions, à donner des éclairages proprement historiques, plus valables, plus utiles aussi, qu'une systématisation trop complète, à des confrontations plus approfondies de la pensée de Fénelon avec les courants d'idées de son temps. Peut-être cela aurait-il présenté de grandes difficultés, mais on doit noter que M^{me} Gallouédec-Genuys a éludé la question des sources mêmes de l'information de Fénelon, se bornant à l'étude de son œuvre, ce qui est un point de vue admissible. Dès lors, on peut se demander si, finalement, l'auteur n'a pas réalisé précisément le «long ouvrage théorique» que Fénelon n'a pas voulu faire, comme le souligne l'auteur dans ses conclusions, pour des raisons avant tout pédagogiques.

En conséquence, si l'ouvrage est valable dans la mesure où il rassemble et organise toute une information intéressante et précieuse, où il fait découvrir des éléments personnels, peu ou mal connus ou compris, où il éclaire de façon topique cette notion du prince chrétien, centrale dans la pensée de Fénelon, réplique à Hobbes et plus lointainement à Machiavel, à notre point de vue, autant que chez Bossuet, il appelait ces remarques destinées à mieux en situer les conceptions méthodologiques, le risque même de la systématisation n'ayant pas toujours été maîtrisé en fonction d'un recours plus fréquent à la méthode d'approche proprement historienne.

Lausanne

Jean-Pierre Aguet

HEINZ GOLLWITZER, *Die Standesherren. Die politische und gesellschaftliche Stellung der Mediatisierten 1815—1918.* 2., durchgesehene und ergänzte Auflage. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1964. 465 S.

Die als Standesherren oder Mediatisierte bezeichnete Gruppe im deutschen Hochadel des 19. Jahrhunderts ist ein Unikum der allgemeinen und ein Charakteristikum der deutschen Sozialgeschichte. Nur im Rahmen der eigentümlichen Verfassung des Heiligen Römischen Reiches war die Entstehung von über hundert quasi souveränen Fürstentümern kleinsten Ausmaßes möglich. Als ihnen 1806 und 1815 die Reichsunmittelbarkeit verloren ging (zu den wenigen Ausnahmen gehörte unser Nachbarland Liechtenstein),

war es das gleiche Streben nach größtmöglicher Souveränität, das sich nun im Gefolge der revolutionären Erschütterungen als integrierende Kraft der größeren Fürstentümer rücksichtslos durchsetzte. Den mediatisierten Fürsten stellten sich fortan ganz neue Probleme des Rechtsstandes, des Selbstbewußtseins und der gesellschaftlichen «Rolle». Die Nivellierung und Integration hochadeliger Prärogative, die in den meisten europäischen Ländern im wesentlichen vor 1800 erfolgt war, vollzog sich hier unter den Bedingungen des monistischen und bürokratischen Staates und einer zunehmend dynamischen Arbeitswelt; dadurch erhalten auch diese bedingenden Mächte wiederum eine neue Charakterisierung. Manche Eigentümlichkeit der politischen und sozialen Entwicklung in Deutschland und in Österreich tritt deutlicher und beziehungsreicher hervor, besonders auch durch den steten Vergleich mit England. In diesen Aspekten des Standesherrentums liegt der besondere Reiz und der Wert von Gollwitzers Studie.

Ausgangspunkt der Charakterisierung des Standesherrentums ist der Rechtsstand, wie er — ausgehend von der napoleonischen Regelung im Rheinbund — in der Bundesakte von 1815 festgelegt wurde. Die Anwendung des Bundesrechtes war Sache der einzelnen Staaten; sie erfolgte angesichts der Vielfalt der Verhältnisse meist auf dem Wege der Verhandlung und des Vertrags. Das gegen die Erosion adelsfeindlicher Zeitströmungen widerstandsfähigste Privileg war die Ebenbürtigkeit mit den regierenden Dynastien. Hier wirkte das Legitimitätsprinzip, dazu mochte monarchische Heiratspolitik sich gewisse Möglichkeiten offenhalten, wenn auch nur wenige Häuser davon wirklich Gebrauch machten. «Nicht unerhebliche» fiskalische Vergünstigungen, die rechtlich auf der früheren Reichsstandschaft beruhten, halfen den mediatisierten Fürsten und Grafen, jener Ebenbürtigkeit auch die nach außen sichtbare Entsprechung zu geben: richtige kleine Residenzen, ausgedehntes Mäzenatentum, Ausübung zahlreicher repräsentativer Funktionen auf eigene Kosten und, last not least, in manchen Fällen eine gewisse Lässigkeit in ökonomischen Fragen. Obwohl nicht mehr reichsunmittelbar, waren die Standesherren doch keine «Landeskinder»; sie verkörperten in der Epoche des Partikularismus der deutschen Monarchien so etwas wie eine deutsche Nationalität, die durch manche europäischen Beziehungen aufgelockert war. Ebenso waren sie nicht militärflichtig. Hinsichtlich ihrer dynastischen Verträge und Gesetze erfreuten sie sich weitestgehender Autonomie.

Das politische Privileg der Standesherren war die erbliche Zugehörigkeit zur I. Kammer des Bundesstaates, in dem die ehemals reichsunmittelbare Besitzung lag; sie konnte sich auf mehrere Staaten erstrecken, galt aber nur für den jeweiligen Chef des Hauses. Tatsächlich haben nur wenige Herren auf diesem Weg politische Tätigkeit entfaltet, und als eigentlicher Stand sind sie parlamentarisch überhaupt nie in Erscheinung getreten. Eher wurden die Möglichkeiten des Hofdienstes benutzt; er entsprach der vorherrschenden romantisch-konservativen Einstellung. Die Bereitschaft zur Mit-

arbeit in höheren Verwaltungssämttern hing ab vom Zurückgehen der Ressentiments gegenüber dem modernen Staat, wozu die Zeit nach der Jahrhundertmitte gute Voraussetzungen bot. Aufschlußreich für diese innere Wandlung des Standesherrentums ist die Frage der Organisation: Schon 1813/14 existierte eine Art genossenschaftlicher Vereinigung der Mediatisierten; gemäß dem Bewußtsein und den Erwartungen ihrer Glieder war sie vielmehr ein klassischer, d. h. politischer Fürstenbund als ein «Verein» im modernen Sinn. Erst 1863 waren die Herren innerlich so weit, sich als privatrechtliche Interessengruppe zu organisieren, wobei sie sich ziemlich auf die Bewahrung des noch nicht Verlorenen beschränkten. Entscheidungsjahre der Entwicklung des Rechtsstandes waren 1848 und 1866. Zur Ablösung der Grundlasten und z. T. auch der Gerichtsherrlichkeit — seit den 30er Jahren anlaufend, 1848 durch Bauernunruhen beschleunigt — stellt der Vf. fest, daß sie keine einzige Familie ruiniert, vielmehr die notwendige Umstellung vom antiquierten «Unterlandesherrn zum hochadeligen Privatmann» beschleunigt habe.

In der Frage des Nationalstaates dachten die Herren verständlicherweise meist großdeutsch. Schwer zu fassen ist in diesem Zusammenhang das S. 141 wiedergegebene Urteil Bismarcks über die angeblich antipreußische Agitation der Häuser Leiningen und Hohenlohe, zählt doch der Vf. die Fürsten Karl von Leiningen und Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst zu den wenigen Standesherren, die sich zur Notwendigkeit preußischer Führung bekannten; solche Widersprüche rechtfertigen jedenfalls die Vorsicht des Vf. im generalisierenden Urteil.

Gollwitzer faßt seine Darstellung zusammen mit dem «Versuch einer sozialen Physiognomie» und führt uns damit in die Problematik sozialgeschichtlicher Methode. Haben ähnliche Voraussetzungen gesellschaftlicher Existenz (abgesehen von vielfacher leiblicher Verwandtschaft durch Konubium) auch «einen einheitlichen oder verwandt wirkenden Menschenotypus» erzeugt? Der Vf. bejaht die Frage, gibt jedoch gleich darauf zu verstehen, ein Idealtypus werde «ohnehin auf Grund des bisher Gesagten dem Leser unwillkürlich vor Augen stehen», und für die historische Erkenntnis erscheine «die Bemühung um Varianten und Differenzierungen zunächst wichtiger». Wenn man sieht, wie einfühlend und überlegt der Vf. den Gegenstand beschreibt und jedes Klischee vermeidet, so nimmt man solche Äußerungen als ehrliches Eingeständnis eines der Vielfalt des Lebendigen bewußten Historikers, daß unsere Sprache und der Gegenstand sich nicht restlos decken. Dennoch kann der Rezensent den Wunsch nicht unterdrücken, eine bei aller Vielfalt konsequente Terminologie möchte dazu beitragen, die sprachlichen Voraussetzungen für eine in vollem Umfang mitteilbare Beschreibung zu schaffen. — Im übrigen bringt der Vf. so reiches Material, daß sich der gutwillige Leser durchaus eine Synthese erarbeiten kann. Wertvoll sind dabei die Hinweise auf literarische Porträts bei Hofmannsthal, Proust, Musil, Rilke und Th. Wilder. Manches über Lebensstil, Ethos und

gesellschaftliche «Rolle» ausgesagte kann auch für Großgrundbesitzer aus niederem Adel oder sogar für «Industriearone» gelten. Was den Standesherrn hierin unterscheidet, ist ein Vorsprung an historischer, rechtlicher und familiärer Fundierung, verbunden mit dem entsprechenden Selbstbewußtsein. Von historischer Relevanz war schließlich nicht der Stand der Standesherren, sondern nur der einzelne Vertreter, doch ist dieser nicht als irgendwie begabtes Individuum, sondern eben als Standesherr zu fassen; Gollwitzers Darstellung der hervorragendsten Köpfe, wie Karl Leiningens, Chlodwig Hohenlohes, Alfreds I. Windischgrätz u. a., macht dies überzeugend deutlich. Sozialgeschichtliche Darstellung läuft hier nicht auf die Konstruktion von Modellen heraus, sondern zeigt Individuen in analogen Gegebenheiten und Bezügen.

Der Anhang enthält eine Reihe von Dokumenten zu Problemen des Standesherrentums, eine konzise Charakteristik von Gobineau aus dem Jahre 1843 sowie eine Übersicht der standesherrlichen Familien. Ein Namenregister erleichtert die Erschließung des Werkes.

Küssnacht ZH

René Hauswirth

JEAN BOURDON, *Napoléon au Conseil d'Etat. Notes et procès-verbaux inédits de Jean-Guillaume Locré, Secrétaire général du Conseil d'Etat*. Paris, Berger-Levrault, 1963. In-8°, 330 p.

L'histoire de l'Empire napoléonien s'enrichit constamment de contributions sérieuses et solides, qui projettent sur elle des lumières nouvelles. A cette catégorie d'œuvres de valeur appartient l'ouvrage de M. Jean Bourdon, professeur honoraire de la Faculté des lettres de Nancy: *Napoléon au Conseil d'Etat*, qui apporte des documents inédits d'un haut intérêt et sera de ce fait un précieux instrument de travail pour les historiens et les juristes. Ce recueil de textes s'ouvre par une introduction dans laquelle M. Bourdon expose comment les procès-verbaux originaux du Conseil d'Etat ont disparu dans l'incendie de 1871 provoqué par les insurgés de la Commune. La perte aurait été irréparable si, par bonheur, le Secrétaire général du Conseil, Jean-Guillaume Locré, n'avait eu la judicieuse idée d'en conserver une copie que son fils transmettra à Augustin Gazier, l'historien de Port-Royal. Cette copie, que M. Bourdon estime fidèle à l'original, l'ayant comparée à d'autres documents, permet d'apprécier la manière et le style de Locré, notant sur le vif les débats que tenaient les membres du Conseil d'Etat au palais du Luxembourg, dans le travail délicat d'élaboration des textes de lois dont les avait chargés la Constitution de l'an VIII. Les plus célèbres de ces conseillers d'Etat étaient Cambacérès, Boulay de la Meurthe, Merlin de Douai, Molé, Portalis, Roederer, Regnaud. Le Premier Consul, puis empereur, intervenait fréquemment dans la discussion par des avis marqués d'un sens politique averti, révélateur d'une connaissance étonnante